

„Alles sofort, jederzeit und kostenlos“ Bericht über die 9. InetBib-Tagung in Münster¹

Tamara Pianos

Die 9. InetBib-Tagung im 10. Jubiläumsjahr war insgesamt eine sehr positiv gestimmte Veranstaltung.

Großer Optimismus bei den Vorträgen wird zwangsläufig von ein wenig Skepsis aus dem Publikum begleitet, aber wenn in den nächsten Jahren nur ein Teil der Visionen und projektorientierten Dienstleistungen Wirklichkeit wird, könnten viele Bibliotheken als nutzerorientierte Innovationszentren sehr gut dastehen.

Die Auswahl des Ortes für die diesjährige Tagung war gelungen. Auch wenn die Räumlichkeiten des Hörsaalgebäudes maximal mit 1970er-Jahre-Charme beeindruckten, so wurde dies vielfältig ausgeglichen durch den Charme des Organisationskomitees sowie durch den Rahmen für die Abendveranstaltung im Schlossgarten.

Beate Tröger (ULB Münster) verwies in ihren Eröffnungsgrußworten darauf, dass man mit einem geisteswissenschaftlichen Hintergrund zu Zeiten der ersten InetBib 1996 noch die ersten Gehversuche mit E-Mails auf dem heimischen Rechner machte, während 10 Jahre später das Leben und Arbeiten in großem Maße von den Möglichkeiten des Internets geprägt ist. Vieles scheint derzeit möglich, aber es gibt auch viele Einschränkungen durch technische und lizenzrechtliche Hürden. Aber man muss ja nicht die Hürden in den Mittelpunkt stellen, und so schloss Beate Tröger ihre Eröffnungsworte mit einem Zitat aus dem zugegebenermaßen unbescheidenen digitalen Traum von Martin Grötschel „Ich will alles und zwar sofort, jederzeit, überall und kostenlos zur Verfügung haben“, um damit den Rahmen des Möglichen dieser Tagung abzustecken.

Alles sofort aus einer Hand – Organisationsstruktur, integrierte Angebote und Rezentralisierung

Ein großer Teil der Vorträge beschäftigte sich mit der Integration von Daten und Diensten zum Wohle der unterschiedlichen Nutzerinnen und Nutzer.

Im Eröffnungsvortrag der *Kanzlerin der Uni Münster, Bettina Böhm*, ging es um die Frage „*Was ist modernes Informationsmanagement aus Sicht der Hochschulleitung?*“ Auf Ebene der Uni-Leitung ebenso wie auf Ebene der einzelnen Fachbereiche und

1 Informationen zur Tagung (größtenteils mit Abstracts und Volltexten der Beiträge sowie Fotos der Sessions) finden sich hier:
<http://www.ub.uni-dortmund.de/inetbib2006/fotos.html>

Institute gibt es eine Reihe von Informationswünschen, die auf unterschiedliche Weise, aber möglichst aus einem Datenpool beantwortet werden sollten. „Wie steht der Fachbereich da in Rankings?“, „Wie viele Studierende sind dort eingeschrieben?“, „Wie viel Geld hat Prof. X noch zur Verfügung?“, „Wie viel Drittmittel hat der Fachbereich Y eingeworben?“, „Wie viele Promotionen werden dort betreut?“ Die Interessenlage ist für einen Studenten, der sich vielleicht zwischen Münster und Bielefeld als Studienort entscheiden möchte, eine andere als für eine Dekanin, die einen Finanzierungsrahmen abstecken muss. Somit benötigt man Informationen für unterschiedliche Zwecke und Adressatenkreise, man benötigt unterschiedliche, sichere und flexible Rollen und Rechte, um sicherzustellen, dass nur diejenigen sensible Informationen erhalten, die auch wirklich dazu berechtigt sind. Die Daten müssen verlässlich und die Prozesse transparent sein. Schließlich braucht man für unterschiedliche Gruppen unterschiedliche Zugangsportale für einen komfortablen Zugriff. Ist diese Vision verwirklicht, so vermeidet man zukünftig umständliche Telefonate mit Personen, die nicht oder nur teilweise zuständig sind – oder gerade im Urlaub. Auch für einen Hilfskraft-Vertrag müsste nicht mehrfach an unterschiedlichen Stellen nachgewiesen werden, dass die potentielle Hilfskraft tatsächlich studiert und tatsächlich existiert etc. Wer sich einmal in dem Dickicht aus Verwaltungen und anderen Uni-Einrichtungen verhaspelt, ahnt, dass dies kein leichtes Unterfangen ist. Wer aber die Kanzlerin und den ergänzenden MIRO-Vortrag „*Miro – Münster Information System for Research and Organization*“ von Beate Tröger erlebt hat, hält eine Realisierung durchaus für möglich. Das ehrgeizige, auf 5 Jahre angelegte MIRO-Projekt will in 10 Arbeitsprogrammen, unterteilt in 69 Arbeitspakete, die Organisationseffektivität für Studium, Lehre und Forschung verbessern.

Mit der Verknüpfung von Einrichtungen und ihren Angeboten bzw. der Bereitstellung derselben über unterschiedliche Portale befassten sich auch die nächsten Vorträge, bei denen teilweise auch sehr ehrlich Misserfolge beschrieben wurden.

Mit dem Thema Organisationsstruktur beschäftigte sich das Zwiegespräch (möglicherweise ihrer Zeit voraus: PowerPoint ist out – Zwiegespräch ist in?) von *Christine Gläser und Hans-Joachim Wätjen (IBIT Uni Oldenburg)*. In „*i3-sic Lessons Learned*“ präsentierten sie ihre Erfahrungen mit dem Fusionsversuch von allen zentralen IuK-relevanten Dienstleistungseinrichtungen und der Verwaltungsdatenverarbeitung in eine neue strukturierte Organisationseinheit (IBIT), die wie ein Unternehmen von einem Vorstand geleitet wird. Gläser und Wätjen sind Mitglieder des IBIT-Vorstandes.

Ziel war es, ein integriertes Informationsmanagement aufzubauen, das strategisch und operational an dem Bedarf der Nutzer ausgerichtet und service-orientiert, effizient und effektiv organisiert ist. Zu den ehrlichen Analysen des Gesprächs zählt wohl die Aussage, dass man in Schönheit stirbt, wenn man zu viel Wert auf ein

perfektes Projektmanagement legt und überdies die konkreten Anwendungen vernachlässigt. Ferner bleibt die Erkenntnis, dass es keine funktionierende Selbstregulierung der Systeme gibt, es gilt also im Auge zu behalten, was wo läuft. Trotz großer Probleme beim Umsetzen des Vorhabens sieht Wätjen die Fusion von Einrichtungen immer als die bessere Option gegenüber einer einfachen Kooperation. Ferner wird es als suboptimal angesehen, wenn ein Vorstand durch Menschen besetzt ist, die in Personalunion in einer der betroffenen Einrichtungen in anderer Funktion handeln. Zu den „lessons learned“ zählt wohl auch die Erkenntnis, dass manche Dinge einfach sehr viel Zeit brauchen – oft mehr Zeit als die Limits von Projektlaufzeiten hergeben.

Der Vortrag *„Bibliotheksportale – Anspruch und Wirklichkeit. Das Beispiel der ETH Zürich“* von Wolfram Neubauer (ETH Zürich) begann 5 Minuten vor der angegebenen Zeit, so dass Einigen die einleitenden Worte für immer verborgen bleiben. Sehr offen referierte Neubauer über die Entwicklungen der ETH von einem MyLibrary-Portal zu einem MyETH-Portal und wieder zurück zu MyLibrary. Schonungslos legte er dabei offen, dass von den beeindruckenden 600.000 Zugriffen auf MyETH im Monat nur 2.000 auf Bibliotheksanwendungen entfallen. Bibliothekarische Inhalte und Zielgruppen seien wohl nicht optimal aufeinander abgestimmt lautete seine Analyse. Schließlich nähert man sich wieder dem Ursprungskonzept von MyLibrary mit genuin bibliothekarischen Inhalten an. Die Realisierung des Vorhabens soll bis Ende 2007 erfolgen.

Arndt Bode (TU München) schloss aus den Entwicklungen der vergangenen Jahre sowie dem inzwischen technisch Machbaren, dass es einer Rezentralisierung verschiedener Dienste bedarf. In seinem Beitrag *„Informationsmanagement und eLearning an der Technischen Universität München: Das electUM-Portal“* formulierte er folgendes Desiderat: Alle Fakultäten, zentrale Einrichtungen und die Verwaltung sollten gemeinsam arbeiten und sich reorganisieren. Im Rahmen des Projektes electUM wird an der TU München ein hochschulweites E-Learning-System aufgebaut, das eine Reihe von weiteren TUM-Angeboten integriert. Es handelt sich um ein ehrgeiziges und arbeitsintensives Unterfangen.

Praktisches und Politisches zu Open Access (OA)

Fasst man die Erkenntnisse der Beiträge zum Thema Open Access zusammen, so kann man feststellen: Open Access scheint in vielen Bereichen sehr gut möglich. Die Umsetzung der Idee fordert aber von allen Beteiligten ein hohes Maß an Kreativität und Einsatz. Norbert Lossau (UB Bielefeld) wies in seinem Beitrag *„Open Access an Hochschulen: Strategien, Chancen und Probleme bei der Umsetzung“* mit Nachdruck darauf hin, dass das Management einer Einrichtung hinter dem Open-Access-Gedanken stehen und ihn aktiv vertreten muss. Schlichte Lippenbekenntnisse helfen hier wenig. Ferner müssen die OA-Aktivitäten in die Strategie der

Hochschule eingepasst werden. Ein ebenso banaler wie hilfreicher Tipp von Lossau lautet „Bringen Sie Zitate von wichtigen Menschen aus dem Ausland.“, zitieren Sie also z.B. die Wirtschaftsprofessoren McAfee und Bergstrom von der University of California und was sie in einem offenen Brief an alle Universitätspräsidenten in den USA im Herbst 2005 zum Thema Open Access schrieben. McAfee und Bergstrom prangern die Preispolitik einiger Verlage sehr deutlich an und fordern eine Reaktion der Universitäten.²

Lossau präsentierte noch eine Reihe von Fragen, die Autoren und Hochschulleitungen gern im Zusammenhang mit OA stellen und gab Antworten darauf. Eine oft gestellte Frage lautet z.B. „Ist der Artikel bei Google Scholar zu finden?“ mit der schlichten aber für die Autoren wichtigen und erfreulichen Antwort: ja. – Die Randbemerkung „Die Frage ‚Ist der Artikel im OPAC oder in der ZDB zu finden‘ wurde nie gestellt“, sollte ggf. in anderem Zusammenhang Anlass zur Diskussion geben. Schließlich wurde noch auf ein neues Projekt verwiesen, das alle vorhandenen Quellen zum Thema Open Access bündeln soll. In etwa 6 Monaten werden erste Ergebnisse unter der Adresse www.openaccess-germany.de sichtbar sein. Fazit: Die langjährige Arbeit lohnt sich.

Eric Steinhauer (UB Ilmenau) beschrieb unter der Überschrift „*Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.‘ Kann und soll man Open Access rechtlich erzwingen?*“ die Rechtstatsachen und realen Handlungsmöglichkeiten sowie Perspektiven für eine hochschuleigene Publikationsgesetzgebung. Er geht davon aus, dass das Begehren, mit Zwangsmaßnahmen Druck auf Autoren und Verlage auszuüben, rechtlich zweifelhaft ist. Erfolg versprechender und realistischer scheint die Strategie, die bestehende Gesetzgebung auszubauen bzw. Promotionsordnungen anzupassen. Eine Verlagspublikation sollte aus unterschiedlichen Gründen parallel möglich sein, wichtig ist aber, dass die Hochschule – notfalls nach einem Moratorium von einigen wenigen Jahren – die elektronische Version publizieren darf. Wenn Autorinnen und Autoren unbedingt eine Verlagspublikation wünschen, sollte das kein Hinderungsgrund sein, solange die elektronische Version später auch bereitgestellt wird. Die meisten Verlage sollten sich auf ein solches Geschäft einlassen, da sie normalerweise ohnehin nur im ersten Jahr nach der Veröffentlichung viele Exemplare verkaufen.

Dieses Vorgehen ohne massiven Zwang, aber mit sanftem Druck durch die Promotionsordnung kann viele positive Nebeneffekte aufweisen: Der wissenschaftliche Nachwuchs wird bereits bei der Promotion auf den Open-Access-Gedanken aufmerksam und ist somit später eventuell eher geneigt, auf diese Weise zu publizieren. Man kann den Nachwuchs nebenbei darauf aufmerksam machen, dass

2 Text von McAfee und Bergstrom unter: <http://www.hss.caltech.edu/~mcafee/Journal/OpenLetter.pdf>

OA-Publikationen sichtbar sind als andere und in der Regel viel häufiger zitiert werden.

Sollten Autorinnen und Autoren – obwohl sie gern OA unterstützen würden – das unstillbare Bedürfnis verspüren, ein echtes Buch in den Händen halten zu wollen, um dies repräsentativ ins Regal zu stellen, so präsentiert Steinhauer auch hierfür attraktive Angebote. Mit *ilmedia* bietet die UB Ilmenau beispielsweise einen Universitätsverlag, der zu tragbaren Preisen Hochschulschriften druckt. In den Hinweisen zum Urheberrecht findet sich auf den *ilmedia*-Seiten der schöne Satz „Sie als Urheber dürfen den bei *ilmedia* eingestellten Text jederzeit weiterverwerten.“³ Dies mag man also als Ermunterung werten, das Werk parallel OA zu publizieren.

Politisches und Praktisches zu Plagiaten

Zunächst die nüchternen Zahlen, die zur Illustration der Vorträge dienen: 2001 untersuchte Debora Weber-Wulff von der FHTW Berlin 34 Aufsätze mit der Absicht, Plagiate ausfindig zu machen. 12 der 34 Aufsätze hat sie korrekt als Plagiat erkannt, einer fiel durch ihr Raster. Auch viele andere Schätzungen gehen von erschreckend hohen Anteilen von Plagiaten aus. *Holger Wormer (Institut für Journalistik an der Universität Dortmund)* stellte in seinem Beitrag „*Wer ist es gewesen? – Redaktionelle Erfahrungen mit Erst-, Letzt-, Mittel- und Phantom-Autoren*“ fest, dass es beim derzeitigen Publikationssystem „niemand gewesen ist“, wenn mal wieder ein Plagiatsfall aufgedeckt wird. Vielmehr bewegen sich auch viele Fachzeitschriften in einem komatösen Zustand der Nichtzuständigkeit und ignorieren gern, oft und lange Hinweise auf mögliche Fälschungen. Wormer fordert deshalb mehr Transparenz und die Pflicht zur Veröffentlichung von Originaldaten auf der Webseite des Autors, um Fälschungen und Plagiaten Einhalt zu gebieten.

Bernadette Schlonsok (HRZ der Universität Dortmund) stellte im Anschluss „*Plagiatsoftware – Konzepte, Einsatzmöglichkeiten, Systeme*“ vor mit einer Übersicht über Preise, Nutzungsmöglichkeiten und Nutzungsbedingungen.⁴

eScience und Grid

Im einführenden und übergreifenden Vortrag „*eScience: Welche Vision soll da eigentlich Realität werden?*“ erläuterte *Achim Oßwald (FH Köln)* die Notwendigkeit eines eScience-Kompetenznetzwerkes. Als primäre Dienstleistungen für eScience dienen IT-basierte Erschließungs- und Mehrwertdienste. Die auf Grid-Techniken

3 <http://www.tu-ilmenau.de/ub/Urheberrecht.721.0.html>

4 Folgende Produkte wurden untersucht: Docoloc (www.docoloc.de) vom Institut für angewandte Lerntechnologie (IFALT), Plagiarism Finder (<http://www.m4-software.de>) der Firma Mediaphor Software Entertainment AG, TurnItIn (www.turnitin.com) von iParadigms

basierenden Dienste sollen den Informationsaustausch und die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern erleichtern. Offene Fragen sieht er im Zusammenhang mit der Ungleichzeitigkeit der Entwicklungen, der bislang nicht realisierten Chancengleichheit und in widerstrebenden Entwicklungen im eScience-Kontext (z.B. Teamarbeit versus föderale Struktur).

Über die konkreten Anwendungsfälle im TextGrid-Zusammenhang lässt sich zum derzeitigen Zeitpunkt noch nicht allzu viel sagen, da das Projekt noch relativ neu ist.⁵ Es ist aber absehbar, dass überall dort, wo größere Textkorpora verknüpft oder annotiert etc. werden sollen, zukünftig auch die projektierte TextGrid-Workbench Unterstützung bieten wird. Denkbare Anwendungsfälle sind laut *Heike Neuroth (SUB Göttingen)* v.a. große wissenschaftliche Editionen etc., wie sie in ihrem Vortrag „*TextGrid-Entwicklung eines Community-Grid für textbasiert arbeitende Disziplinen*“ erläuterte.

Die Wikinger-Plattform, die von *Lars Bröcker (Fraunhofer IAI)* in dem Vortrag „*Projekt Wikinger*“ vorgestellt wurde, unterstützt Wissensgemeinschaften bei der kooperativen Wissensgenerierung und bei der vernetzten Recherche in einem Fachgebiet. Ein erster Anwendungsfall ist das Biografisch-bibliografische Handbuch für das katholische Deutschland. Die Datenbasis bietet 156 Bände mit insgesamt 10.000 erwähnten Personen. Eine denkbare Rechercheanfrage ist beispielsweise „Wer hat wann was über wen gesagt?“ Die vielfältigen Beziehungen, die in dieser Anfrage stecken, müssen vom System umgesetzt und richtig analysiert werden. Die Wikinger-Plattform ist fachunabhängig und übertragbar, so dass viele weitere Anwendungszusammenhänge denkbar sind.

Was können wir wissen?

Mit der Thematik eines einfachen Zugriffs auf Daten zur Verfeinerung der Dienstleistungen befasste sich auch *Joachim Kreische (UB Düsseldorf)* in seinem Vortrag „*Die Messung von Vernetzung: Nutzungsstatistiken mit SFX*“. Er startete mit der Feststellung, dass wir nichts wissen über die Vernetzung von Diensten: Wo kommen die Nutzerinnen und Nutzer her, wo gehen sie hin. Teilweise bekommt man Daten von Verlagen, aber dann nur solche, die die Verlage ausgewählt haben und zur Verfügung stellen. Mit Hilfe von sfx kann man für viele Bereiche nachweisen, welche Quellen tatsächlich in welchem Zusammenhang genutzt werden. Die Düsseldorfer Daten zeigen einen fließenden Übergang der verschiedenen Informationsangebote. Daraus mag man wiederum den Schluss ziehen, dass auch die Bibliotheken sich um eine Vernetzung der Angebote bemühen und ihre Dienste nicht als geschlossenes System betrachten sollten.

5 TextGrid unter: www.TextGrid.de

Die Großen und wir

In dem Beitrag „Die fatalen Auswirkungen von Google und co auf die europäische Wissensgesellschaft“ von Alexander Linden (HumanGrid GmbH Dortmund) ging es weniger um die tatsächlichen Auswirkungen als vielmehr um die Produktionsbedingungen von Informations- und Community-Diensten. Unter den Global Playern der Webgeschichte, sowohl in der ersten Welle (Google, Yahoo, Microsoft etc.) als auch im Web 2.0 (Flickr, MySpace, YouTube etc.) befinden sich fast ausschließlich amerikanische Firmen. Deutschland und die EU werden somit zu reinen Nutzern der US-Wissensmaschinerie. Auf die Frage, was denn per se anders wäre, wenn das Wissen durch europäische Firmen und nicht durch us-amerikanische Firmen produziert würde, gab es allerdings keine befriedigende Antwort.

Die Zukunft des Netzes, der Dienste und der Bibliotheken

Es mag wohl Absicht gewesen sein, dass die Veranstalter den Freitagmorgen, also den Morgen nach der gemeinsamen Abendveranstaltung, mit ein paar echten Highlights gefüllt haben, um so das – zumindest teilweise – übernachtigte Publikum in Massen anzulocken und zu motivieren.

Peter Kostädt (USB Köln) beschrieb „Die Zukunft des OPAC“, indem er den OPAC zumindest verbal abschaffte und seine Planungen für ein umfassendes, nutzerfreundliches (das Wort wird zu oft missbraucht, aber hier scheint es wirklich zu passen) Dienstleistungsangebot präsentierte. Konsequenz soll dabei alles was stört (Barrieren, Java-Skript, Cookies, Systemanforderungen, Timeouts) über Bord geworfen werden und durch banale Dinge ersetzt werden, die Nutzerinnen und Nutzer oft einfordern, aber selten bekommen (schnelle Antwortzeiten, einfache Oberfläche, Hilfestellung bei Fehlern in der Suche, Rechtschreibkorrektur, Ranking nach auswählbaren Kriterien, Tools zur Verfeinerung der Suche, Zusatzinformationen wie Cover, Inhaltsverzeichnis, Rezensionen und schließlich Personalisierung und Alert-Dienste). Schön auch in diesem Zusammenhang die Randbemerkung zu RSS-Feeds: „Bibliothekare wissen meist nicht, was das Logo bedeutet und lassen sich dann durch die Nutzer belehren.“ Ziel ist also eine serviceorientierte Architektur – und wir warten gespannt auf die Umsetzung.

Peter Mayr (hbz Köln) präsentierte „Antworten. Erfahrungen aus dem virtuellen Auskunftsvorstand ‚DigiAuskunft‘“. DigiAuskunft ist seit 9 Monaten am Netz und erfreut sich wachsender Beliebtheit.⁶ Es basiert auf einem angepassten Open-Source-Ticket-System und wird von wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken gemeinsam getragen.

„Wikipedia als Referenzorgan“ hieß der Beitrag von Jacob Voß (Wikimedia Organisation), und nach eigenen Worten hat Voß sich lange gestraubt, einen solchen Vor-

6 Informationen zu DigiAuskunft: <http://www.hbz-nrw.de/angebote/digiauskunft/>

trag zu halten. Sehr offen wies er auf mögliche Problemfelder bei der Benutzung von Wikipedia als Referenzorgan hin. (Böse Menschen können ziemlich leicht falsche und despektierliche Dinge unterbringen, die bis zu einer nächsten Korrektur für alle so zu lesen sind). Eine andere Erkenntnis lautet: „Es gibt viele kleine Dörfer in Deutschland.“, d.h., es gibt auch viele selbsternannte Experten, die die Dorfchroniken aufzeichnen – oftmals mit hohem Sachverstand und guter Recherche, oft genug aber auch mit mehr Leidenschaft als Sachkenntnis.

Die Zahlen sagen, dass Wikipedia viel genutzt wird: „Wikipedia ist unter den TOP 15 der weltweiten Seitenaufrufe“, „95% der Schülerinnen und Schüler nutzen Wikipedia“. Man mag dies beklagen und auf (vermeintliche) Vorzüge gedruckter Expertenlexika hinweisen oder man kann ein paar hilfreiche Tipps des Vortrags zum sinnvollen Umgang mit der Wikipedia entgegen nehmen und diese Erkenntnisse streuen. Zur Überlegenheit anderer Lexika sei nur soviel gesagt: Die meisten von uns werden von dem Vergleich zwischen Wikipedia und der Encyclopedia Britannica gehört haben, der für Wikipedia gar nicht so schlecht ausfiel, u.a. deshalb, weil auch in der Encyclopedia eine Reihe von sachlichen Fehlern gefunden wurden.

Beachten sollte man zudem folgende Hinweise: Einige Artikel in Wikipedia sind als exzellent bzw. lesenswert ausgezeichnet. Bei diesen Artikeln kann man von einem weitreichenden Prüfprozess ausgehen. Ferner gibt es gesichtete und geprüfte Versionen, die zumindest frei von Vandalismus und sachlichen Fehlern sind. Abgesehen von derartigen Auszeichnungen korreliert die Qualität der Artikel einer Untersuchung zufolge wohl ganz allgemein mit der Aufmerksamkeit, die einem bestimmten Thema zuteil wird und der entsprechenden Autorenzahl. Ausnahmen mögen hier allerdings die Regel bestätigen. Trotzdem kann man bei den meisten Artikeln, an denen viele Personen mitgearbeitet haben, auf eine gewisse Qualität schließen. Voß rät dazu, sich die Versionsgeschichte und Autoren von Einträgen genauer anzusehen, um daraus entsprechende Schlüsse auf die Qualität der Beiträge zu ziehen. Verwiesen sei auch auf das richtige Zitieren von Wikipedia-Artikeln.⁷

Oliver Obst (ULB Münster) hatte mit der 16.000-Euro-Frage „Was ist ein blog?“ die Lacher auf seiner Seite – auch wegen des extrem schockierten Gesichtsausdrucks der „Wer wird Millionär“-Kandidatin, den er zur Illustration seines Vortrages „Six Degrees of Syndication: Was machen Blogs in Bibliotheken?“ einblendete. Im März 2005 war diese Frage also noch 16.000 Euro wert und auch heute wird man wahrscheinlich viele Personen treffen, die keine Blog-Definition parat haben. Und schon könnten die Bibliotheken am Puls der Zeit mitmischen, indem sie beispielsweise eine der vielen von Obst aufgezeigten Anwendungsmöglichkeiten umsetzen.

7 Zitieren von Wikipedia-Artikeln: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Spezial:Cite&page=Hauptseite&id=21471114>

Bibliotheken können Blogs beispielsweise nutzen für die Außendarstellung, für Aktuelles und Newsletter, für Schulungen, für Bibliothekspolitik (z.B. Erklärungen, Diskussion zu Open Access: „Warum wurde die Zeitschrift abbestellt?“) oder auch als Fragen- und Wissensarchiv.

Fazit

Eine große Zahl der Beiträge befasste sich mit nutzerfreundlichen Strukturen, die diesen Namen auch verdienen, weil es letztlich darum geht, alles, sofort, jederzeit, möglichst kostenlos und möglichst komfortabel aufbereitet zur Verfügung zu stellen. Eine nahtlose Infrastruktur wird von Vielen gewünscht und offensichtlichen auch von vielen Anbietern angestrebt. Identity Management ist wichtig, um die Informationen im richtigen Umfang an die richtigen Leute zu geben.

In seinen Abschlussworten pries *Norbert Gövert (UB Dortmund)* das ausgewogene Programm und beschrieb die Trends, die bei der Tagung sichtbar wurden: Grundlegende Probleme werden pragmatisch gelöst, Innovationen werden kooperativ bewältigt, Themen werden nutzerorientiert angegangen. Dem ist nichts hinzuzufügen, außer vielleicht: Weiter so.

